



Krings-Heckemeier, M.-T./Porsch, L. (2002): Strategien und Instrumente für Altbauquartiere – empirica paper, Nr. 62, <http://www.empirica-institut.de/kufa/emp062mtk.pdf>, Zugriff am 5.03.2007.

Landesdenkmalamt Berlin/Jones Lang LaSalle/Halder-Hass Denkmalprojekte (2002): Denkmalschutzstudie, Berlin.

Lichtenberger, E. (2002): Die Stadt – Von der Polis zur Metropolis, Darmstadt.

Liebmann, H./Glöckner, B./Hagemeister, U./Haller, C. (2007): 2. Statusbericht 5 Jahre Stadtumbau Ost – eine Zwischenbilanz. Evaluation des Stadtumbau Ost – Stand und erste Ergebnisse. BBR; BMVBS, Berlin, S. 22.

Nijkamp, P./Riganti, P.(2006): The Value of Urban Cultural Heritage: An Intelligent Environment Approach. In: Studies in Regional Science, Vol. 36, Iss. 2, S. 451-69.

Rauterberg, H. (2007): Ein Land auf Abriss, In: Die Zeit, Nr. 3, S. 31 f.

Sächsische Aufbaubank SAB (2007): Wohnungsbaumonitoring 2006/2007, Dresden.

Schmidt, B. (2005): Alternatives Investment in schrumpfenden Städten, in: P. Oswalt (Hrsg.): Schrumpfende Städte, Band 2: Handlungskonzepte. Ostfildern.

Schubert, U. (2007): Was bewirkt die neue Wohnung? Umfrage in Neubaugebieten, in: Stadtforschung und Statistik, Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker Nr. 1, Nürnberg.

Tröger, T./Heck, A. (2007): Wächterhäuser in Leipzig, in: Städte im Umbruch Nr. 4, S. 62-65.

VV Städtebaubörderung (2007): Verwaltungsvereinbarung über die Gewährung von Finanzhilfen des Bundes an die Länder nach Artikel 104 a Absatz 4 des Grundgesetzes zur Förderung städtebaulicher Maßnahmen.

Weiß, D. (2007): Gefährdet der Stadtumbau Ost Altbaubestände und historische Innenstädte? Empirische Befunde für Sachsen. In Wirtschaft im Wandel Nr. 8, Halle/Saale.

Wiest, K./Hill, A. (2004): Segregation und Gentrification in der schrumpfenden Stadt? In: Online-Magazin Schrumpfende Stadt, Ausgabe 1, <http://www.schrumpfende-stadt.de/magazin/0401/12wiesthill.htm>, Zugriff am 12.03.2007.

Dr. Erol Yildiz

Urbaner Wandel durch Migration

Das Beispiel eines Einwandererquartiers in Köln-Mülheim: die Keupstraße

Sozialgeschichtliche Arbeiten belegen immer wieder, dass Mobilität gerade auch in Form von Migration weder ein auf den europäischen Kontinent beschränktes Phänomen noch eine Erfindung der Gegenwart ist. Menschen waren immer schon mobil, Migration ist historisch gesehen ein durchaus alltägliches soziales Phänomen und kann in diesem Sinne als eine anthropologische Konstante betrachtet werden.

Auch gegenwärtig gehören weltweite Migrationsbewegungen zur Normalität. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts ist die Welt geografisch und politisch immer wieder in Bewegung geraten und Entfernungen sind relativ geworden – und das gilt erst recht im 21. Jahrhundert. Zuwanderung war und ist vor allem für die Entwicklung und Modernisierung von Städten ein konstitutives Element. Die urbanen Zentren und industriellen Verdichtungsräume mit ihren vielfältigen Erwerbsmöglichkeiten wirkten als Magneten unterschiedlicher Reichweite auf Arbeitsmigration und dauerhafte Zuwanderungen. Die Anziehungskraft hing vor allem mit der Größe einer Stadt und ihrer Wachstumsdynamik zusammen. Es liegt auf der Hand, dass Industrialisierung und die damit verbundene Urbanisierung der Regionen ohne physische Mobilität von Menschen nicht möglich gewesen wäre.

Bei dieser rapide gestiegenen geografischen Mobilität hat das beginnende Zeitalter des Massenverkehrs eine wesentliche Rolle gespielt. An Europa kann man das besonders plastisch zeigen. So führte Migration immer wieder und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg in den Großstädten zur Entstehung von mehr oder weniger ausgeprägten und bisweilen auch relativ stabilen Migrantenmilieus und mitunter sogar zur Bildung von Einwandererquartieren.

Anders als in anderen Ländern richtet sich die Aufmerksamkeit in der Bundesrepublik Deutschland immer wieder auf diese Migrantenmilieus, vor allem dann, wenn sie in der Öffentlichkeit aufgrund besonderer symbolischer Inszenierungen erkennbar werden, sich also in einer bestimmten Weise vom gewohnten städtischen Bild unterscheiden lassen. Auch wenn Quartiere recht selten sind, in denen Entindustrialisierung, „Gastarbeiter“, billiger Wohnraum, Kettenmigration und Unterschichtung zusammentreffen, geraten migrationsgeprägte Viertel – manchmal sind es auch einzelne Straßenzüge – pauschal ins Gerede. Solche Quartiere werden im öffentlichen Diskurs immer wieder herausgestellt. Sie werden vielfach negativ und als „Ghettos“ oder „Parallelgesellschaften“ präsentiert (vgl. Bukow u. a. 2007). Obwohl solche Quartiere in der Regel nichts als kulturelle Cluster darstellen, werden sie zum Symbol einer verfehlten Migration

stiliert. Und da es offensichtlich nicht darum geht, die Ursache, nämlich die hiesige Migrationspolitik, anzuprangern, wird das Milieu verantwortlich gemacht, genauer gesagt, werden die Einwanderer zur Verantwortung gezogen. Bei einer solch verkehrten Denkweise ist es wenig erstaunlich, wenn die Entwicklung solcher Stadtquartiere und die Potenziale, die sie bieten, bisher gewöhnlich übersehen bzw. ignoriert werden.

Ich werde hier die Perspektive wechseln und die Alltagspraxis vor Ort in den Mittelpunkt rücken, indem ich die Quartiersbewohner als Experten ihres Alltags betrachte. Dabei werde ich am Beispiel eines Kölner Migrantenquartiers, nämlich der Keupstraße, zeigen, dass die Straße keine in sich geschlossene „Parallelgesellschaft“, sondern ein recht differenziertes und mobilitätsgeprägtes Wohnumfeld darstellt. Ich will mit dieser Betrachtungsweise eine theoretisch vielleicht noch immer ungewohnte Perspektive eröffnen. Es geht um etwas, woran man sich im Alltag praktisch längst gewöhnt hat und das genau deshalb so leicht aus dem Blick gerät, nämlich eine *unspektakuläre urbane Alltagspraxis*. Um diese im Kern selbstverständliche Praxis zu erhellen, muss man sich Einblicke in die „soziale Grammatik“ eines solchen städtischen Quartiers verschaffen, in dessen Alltäglichkeit überhaupt erst sichtbar wird, was im hegemonialen Diskurs oft ausgeblendet wird, wie nämlich Menschen in einem durch Mobilität geprägten Stadtteil lebenspraktisch miteinander umgehen und welchen Beitrag sie – trotz immer wieder errichteter Barrieren – zur Stadtentwicklung leisten (vgl. Bukow u. a. 2001).

Zur Entstehung von migrationsgeprägten Regionen

Der Beginn der Industrialisierung im späten 18. Jahrhundert löste erste starke Wanderungsbewegungen aus. Für das 19. Jahrhundert waren dann massenhafte Binnenwanderungen charakteristisch. Die veränderte Erwerbsstruktur und geografische Mobilität verstärkten Urbanisierungsprozesse und die Entwicklung industriestädtischer Standorte. Im Jahr 1800 gab es europaweit 23 Großstädte, in denen insgesamt 5,5 Millionen Menschen lebten. Etwa 100 Jahre später gab es bereits 135 Städte mit ca. 46 Millionen Einwohnern. Zuwanderung war für diese urbane Entwicklung also ein konstitutives Element. Große Regionen wie das Ruhrgebiet sind vollständig durch Migration entstanden und auf diese Weise zu Industriestandorten von globaler Bedeutung aufgestiegen. Unter den europäischen Metropolen wuchs im Verlauf des 19. Jahrhunderts London um 340 %, Paris um 345 %, Wien um 490 %, Berlin sogar um 872 % und Köln immerhin um 500 % (vgl. Bade 2002: 73). Kurz gesagt, die heutigen Metropolen sind ohne Migration nicht denkbar, jede Stadtgeschichte ist gleichzeitig Wanderungsgeschichte.

Insofern ist die im 20. Jahrhundert stattfindende Migration trivial. Und es ist klar, dass diese Migration nach dem Zweiten Weltkrieg mit zunehmender Mobilität auch großräumiger wird. Im Kern stellt sie lediglich eine weitere historische Etappe un-

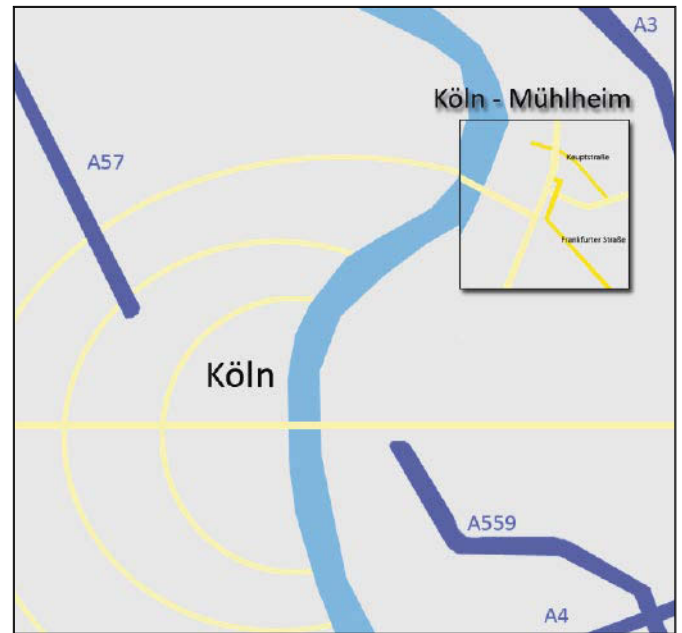


Abb. 1: Die „Schäl Sick“ ist immer die andere Rheinseite. Lage der Keupstraße in Köln

ter allenfalls modifizierten Bedingungen dar. Und auch deren Spuren sind in den urbanen Regionen kaum zu übersehen. Der Vergleich von Gründen und Motiven, Intentionen und Realitäten der Migranten um 1900 mit denen der Migranten von heute fördert zahlreiche Parallelen zutage – nicht zuletzt im Hinblick auf die Hindernisse, mit denen sie in den neuen Gesellschaften konfrontiert waren.

Gerade in Deutschland wird bis heute denjenigen Migranten und deren Nachkommen, die sich nicht sofort unsichtbar machen und scheinbar nicht schnell genug in die Gesellschaft einfügen, „Fremdheit“ vorgeworfen. Sie werden in ethnische Klischees hineingezwängt. So werden für Migranten immer wieder vor allem rechtliche Barrieren errichtet, die sie, um sich in der Gesellschaft angemessen positionieren zu können, erst einmal überwinden müssen. Unter diesen Bedingungen sind sie dazu gezwungen, besondere Überlebensstrategien zu entwickeln – eine gewaltige Herausforderung, vor der immer wieder zahlreiche Migranten kapitulieren.

Kölns Geschichte als Migrationsgeschichte

Kölns Stadtentwicklung und Ausbildung der lokalen Kultur sind für eine Migrationsgeschichte geradezu exemplarisch. Mobilität und Migration haben die Stadt im Laufe der Zeit geprägt, haben der Sozialgeschichte genauso wie der Alltagskultur ihren Stempel aufgedrückt und eine erhebliche Diversität hervorgebracht, die als ein Produkt der 2000-jährigen Kölner Migrationsgeschichte anzusehen ist (vgl. Orywal 2007).

Ob als römische Kolonie, als Pilger-, Wallfahrts- oder Handelszentrum, als französische oder preußische Garnisonsstadt, als Ziel von Arbeitsmigration, Touristenmagnet oder als selbsternannte „nördlichste Provinz Italiens“ – die Entwicklung Kölns



mit ihrem Image als Rheinmetropole hat schon immer von grenzüberschreitenden und heute längst weltweiten Einflüssen und Verbindungen profitiert. Und sogar scheinbar „urkölische“ Aspekte des Alltagslebens wie die romanischen Kirchen, der Stil des Kölner Doms, der Karneval, die kölsche Sprache, der „rheinische Katholizismus“ und bis hin zur Esskultur, zum „Kölsch“ und den „Heinzelmännchen“ sind Inszenierungen unterschiedlichster Elemente. Sie sind so unterschiedlicher Provenienz, dass eigentlich nichts als der „Kölner Klüngel“ wirklich kölnischen Ursprungs sein mag. Diversität ist überall gegenwärtig.

Und wieder zeigt sich das bereits generell skizzierte Phänomen. Zwar scheint Köln eine reichlich beschriebene (und oft besungene) Stadt zu sein, aber selbst nach eingehenden Recherchen in Bibliotheken und Archiven ist festzustellen, dass keine systematische Darstellung des urbanen Wandels aus der Perspektive migrationsbedingter Diversität existiert. Mobilität und Migration werden selbst in „alternativen“ Sammlungen ausschließlich als Problemkonstellation entweder unter dem Stichwort „Ausländer“ oder etwas kritischer unter dem Stichwort „Rassismus“ abgehandelt. Ob bloß ausgrenzend oder paternalisierend, ob dramatisierend, kriminalisierend oder ethnisiert, statistisch deskriptiv oder polemisierend – weder die Migranten noch deren Nachkommen zählen zu den selbstverständlichen Bestandteilen des urbanen Alltags, im Gegenteil: Ihr beständiger und von jeder Generation neu gestifteter Beitrag zur urbanen Diversität und zum urbanen Wandel wird einerseits alltagspraktisch vereinnahmt, andererseits aber nicht positiv wahrgenommen. Wird Vielfalt thematisiert, dann oft nur, um damit Defizite und Passungsprobleme zu markieren. Diese selektive Umgangsweise erscheint nicht nur doppelbödig, sondern auch fatal. Sie versperrt den Blick für eine realistische Einschätzung und Mobilisierung der gesellschaftsverändernden Kraft der Migrationsbewegungen und der durch sie freigesetzten urbanen Kompetenzen.

Gerade auch in Köln besteht eine Diskrepanz zwischen alltagspraktischen Arrangements und der tagtäglichen Einverleibung der u. a. durch Mobilität hervorgerufenen Diversität einerseits und einer hegemonialen Selbstinterpretation der urbanen Öffentlichkeit andererseits. Ein Blick über Grenzen hinaus belegt, dass sich da andere leichter tun. Dies gilt sicherlich für kanadische Städte wie Toronto oder Vancouver, die ähnlich wie Köln von Migration geprägt sind, es gilt aber auch in gewisser Weise für Metropolen wie New York. Selbst dort, wo es erhebliche Ausgrenzungs- und Segregationsprobleme gibt, werden *neighborhoods*, die nach deutschem Selbstverständnis sofort zu Negativbeispielen stilisiert würden, zunächst einmal ganz bewusst pragmatisch im Sinne von Diversität als städtische Ressource gewürdigt. Dies wird als nicht nur als politisch korrekt, sondern heute vor allem auch als stadtentwicklungsangemessen betrachtet, denn *diversity* statt *Homogenität* ist einfach erfolgversprechender (vgl. Ipsen 2006; Ipsen/Debik u. a. 2005). Viele Städte haben denn auch längst begriffen, dass man sich der Diversität konstruktiv, in jedem Fall unverkrampft nähern

muss. Bislang hat es die urbane Vielfalt immer wieder zu einem neuen Gleichgewicht der Kräfte gebracht.

Eine humorvolle Sicht auf das kosmopolitische Köln eröffnet die folgende Betrachtung: „Köln ist seit 2000 Jahren eine weltoffene Stadt, eine der ältesten in Westeuropa. Manche Armee und einige Flüchtlingsströme überquerten hier den Rhein: Germanen, Römer, Hunnen, Amerikaner. 20 Jahre lang gehörte Köln zu Frankreich. Die meisten Kölner sind eigentlich keine ‚Eingeborenen‘, sondern ‚Immis‘ – aus Anatolien und Aachen, Kasachstan und Kurdistan, dem Sauerland und Schlesien. So entstand eine Mischung aus vielen Völkern. Und es ist wirklich etwas dran an dem stärkeren Miteinander der Kölner Bevölkerung.“ (Schmidt-Fink 2006).

Auch in Köln geht es manchmal anders. Ein Exkurs zur pragmatischen Neuerfindung der Stadt

Interessant ist, wie sich die tradierte Sicht der Dinge radikal ändern kann, wenn es aus pragmatischen Gründen erforderlich ist. Die Kölner Bewerbung um den Titel „Kulturhauptstadt Europas 2010“ im Jahr 2004 ist ein bezeichnendes Beispiel (vgl. Colonia@Futura 2004, Teil I). Sie stand unter dem für Außenstehende rätselhaften Motto „Wir leben das“. Gemeint war die lebenspraktische Relevanz von Diversität für das urbane Zusammenleben und deren Selbstverständlichkeit im Kölner Alltag. In der Bewerbung präsentierte sich die Stadt als weltoffen, mehrsprachig, multireligiös und transnational.

Für das Bewerbungsverfahren wurde die Kölner Stadtgeschichte zu einer Migrationsgeschichte umgedeutet. Im Zuge der Neuinterpretation der Vergangenheit und der Neukonstruktion der Historie avancierte Migration unversehens zur entscheidenden Ressource der Stadtentwicklung und Köln damit zu einem neuen transnationalen Ort. Zugleich wurde der urbane Raum für Menschen zu einem Feld neuer Handlungsspielräume. Gleichzeitig änderte man radikal den medialen Umgang mit Migration. Die lokalen Medien begannen, täglich kulturelle Vielfalt zu entdecken und zu präsentieren.

Die Stadt Köln wurde im Zuge dieser Umdeutung insgesamt zu einem besonderen Möglichkeitsraum, zu einem Lernort in Sachen Migrationsgeschichte, die dabei zur Erfolgsgeschichte stilisiert wurde: Migration, die die Städte am Leben und in Bewegung hält, die neue Handlungsräume eröffnet, chancenreiche Prozesse in Gang setzt, die Innovation und Reflexion hervorbringt.

Diese durch den gezielten Rückgriff auf Migration inszenierte symbolische Aufwertung städtischer Räume und der neue Habitus der Stadt als Migrationsstadt brach leider abrupt zusammen, als die Bewerbung für die Kulturhauptstadt scheiterte und Essen mit dem Ruhrgebiet den Zuschlag erhielt. Was bleibt ist die Erkenntnis, dass man auch in Köln ein neues öffentliches Bewusstsein erzeugen kann, sich neue Perspektiven für das



Zusammenleben aufzeigen lassen und urbane Lernprozesse in Gang gesetzt werden können. So könnte es aussehen.

Die Keupstraße als Beispiel für „Wir leben das“

Welchen Beitrag Migration zur Entwicklung bestimmter Stadtquartiere geleistet hat, wie solche mobilitätsgeprägten Viertel in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, kann man am Beispiel der immer wieder diskutierten *Keupstraße* veranschaulichen. Sie ist aus vielfältigen Gründen interessant. Für mich ist sie gerade deshalb wichtig, weil sie immer wieder mit dem Begriff „Parallelgesellschaft“ diskreditiert wird, ich aber aufgrund eigener Studien meine, dass sie vielmehr ein wegweisendes Erfolgsmodell darstellt. Sie ist also ein besonders plastisches Beispiel für die oben bereits skizzierte Widersprüchlichkeit zwischen pragmatischer Alltagspraxis und öffentlichem Diskurs.

Das Quartier in Köln-Mülheim ist durch die Zuwanderung von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg und die Arbeitsmigration seit den sechziger Jahren zu einem eindeutig migrationsgeprägten Viertel bzw. „Veedel“, wie es auf Kölsch heißt, geworden. Allerdings ist das keine neue Entwicklung. Die in der Keupstraße – damals noch Wolfsstraße – seit 1874 für die Bedürfnisse des neuen Industriestandorts Mülheim gebauten Wohnungen waren für die Arbeitskräfte des in unmittelbarer Nachbarschaft errichteten Kabelwerks Felten & Guillaume AG bestimmt. Schon damals mussten die Arbeiter von weither angeworben werden und fanden sich schnell zu einem proletarischen Quartier zusammen, das alsbald entsprechend diskriminiert und von der Stadt vernachlässigt wurde.

Menschen unterschiedlicher Herkunft und Weltanschauung siedelten sich über die Jahre in der Keupstraße an und verließen sie wieder. Die letzte große Zuwanderungswelle fand zur Zeit der Gastarbeiteranwerbung statt. Die letzte Einwanderergruppe verblieb schließlich in der Straße. Sie bestand überwiegend aus türkischen Migranten. Mit der Entindustrialisierung Mülheims ging die Zeit der Mobilität zunächst einmal zu Ende. Sie machte faktisch alle auf einen Schlag arbeitslos. Da es nichts mehr zu verdienen gab, schlossen die letzten alteingesessenen Besitzer ihre Geschäfte und verließen die Straße. Zurück blieb ein zerfallender Stadtteil. Die leer stehenden Wohnungen, Lokale und Läden wurden – wie auch an anderen Stellen in Köln (vgl. Bukow 1993) – nach und nach von türkischen Migranten übernommen, weil der Schritt in die Selbständigkeit für die meisten der einzige Weg aus der Arbeitslosigkeit war. Allmählich wurden die Geschäfte renoviert und wiedereröffnet. Dienstleister, kleine Läden und Restaurants reihen sich seitdem aneinander, bald wurden auch Fassaden und Wohnungen instand gesetzt. Auch von der Stadt Köln wurde schließlich eine Sanierung durchgeführt. Heute bietet die Straße in ihrer orientalischen Inszenierung ein attraktives Bild und braucht den Vergleich mit anderen Straßen nicht zu scheuen. Für die Quartierentwicklung sind dabei zwei Befunde besonders wichtig: Erstens haben die im Umfeld der Straße ent-

standenen ca. achthundert Arbeitsplätze die Stadt keinen Cent gekostet. Und zweitens ist es eine der wenigen Kölner Straßen, die bis heute nicht in die Hand der bekannten Billigketten und Ein-Euro-Shops geraten ist. Diese haben sich drei Straßen weiter auf die Frankfurter Straße beschränkt.



Abb. 2: Türkischer Einzelhandel in der Keupstraße

Vor diesem Hintergrund ist die Diskrepanz zwischen Alltagsrealität und öffentlicher Wahrnehmung irritierend. Denn zeitgleich mit der beschriebenen Entwicklung wird von kommunaler Seite ebenso wie in den Massenmedien vor der Ghettoisierung und Verslumung dieses Stadtteils gewarnt, wobei zum Teil genau auf das Vokabular zurückgegriffen wird, mit dem nachweislich bereits im 19. Jahrhundert die Straße stigmatisiert wurde. Der Name Keupstraße wird dabei regelrecht zu einer Metapher. Nachdem 1997 das erste Mal in einer Studie von Heitmeyer u. a. vor „Parallelgesellschaften“ gewarnt wurde, wird auch in Köln sehr schnell von dieser Straße als einer „türkischen Parallelgesellschaft“ gesprochen. Jeder Kölner kennt seitdem ihren Ruf, auch wenn viele diese Straße, die zudem auf der „falschen“ Rheinseite der „Schäl Sick“ und dort auch noch etwas abseits liegt, nicht einmal mit eigenen Augen gesehen haben.

In der Folge dieser Dramatisierungen wird im Jahr 1999 auf dem ersten Höhepunkt des bundesdeutschen Rassismus eine kleine Studie über das Leben auf der Keupstraße im Auftrag des damaligen Sozialministeriums NRW durchgeführt (vgl. die Dokumentation Keupstraße 1999). Diese Studie stellt sich nun keineswegs kritisch gegen diesen Trend, sondern ordnet sich in ihn ein und übernimmt bis in die Zitate hinein den negativ ausgerichteten und skandalisierenden Diskurs. Man warnt ausdrücklich vor einer Ghettoisierung, fordert eine „ausgewogene Mischung der Wohnbevölkerung“, um einer weiteren „Verslumung“ der Straße zu begegnen. Folgendes Zitat ist kennzeichnend für diesen skandalisierenden Blick: *„Die sozial-räumliche Segregation von sozial schwachen ausländischen und deutschen Familien hat im Bereich der Keupstraße zu einer Konkurrenz um soziale Räume, Arbeitsplätze, Freizeiträume und zu einem Aufeinanderprallen von unterschiedlichen Werte- und Normsystemen geführt. In jedem dieser Bereiche steckt Konfliktpotential. Isolation,*



Hoffnungslosigkeit, Konkurrenzangst, Desintegration und Gewaltbereitschaft haben die notwendige Kommunikation und konstruktive Auseinandersetzung zwischen Migranten und Deutschen erschwert.“ (Die Dokumentation Keupstraße 1999).

Hier wird deutlich, dass die anwerbebedingte Bildung dieses Migrantenquartiers als eine gezielte räumliche Segregation von türkischen Migranten interpretiert wird und dass der durch die Entindustrialisierung bedingte Niedergang des Erwerbslebens den „kulturellen Eigenarten“ der türkischen Zuwanderer zugeschrieben wird. Das politisch und gesellschaftlich zentrale Problem der Stadtentwicklung ist aus dieser Sicht folgerichtig die Zerschlagung des Quartiers und eine „Zivilisierung des Fremden“. Dieser von Ethnisierung und Kulturalisierung verstellte Blick degradiert das Wohngebiet zum sozialen Brennpunkt bzw., noch geschickter formuliert, zu einem „kulturellen“ Brennpunkt. Wenn man die Situation so deutet und wenn man die Probleme so positioniert und den Zuwanderern anlastet, dann macht es natürlich wenig Sinn, migrationsspezifische Erfahrungen und Ressourcen auch nur in Erwägung zu ziehen, obwohl dies schon seit 1993 in kritischerer Forschung immer wieder angemahnt wird. Diese lokale Studie, der mediale und lokalpolitische Umgang mit dem Quartier (vgl. Yildiz 2006), zeigen letzten Endes, wie „erfolgreich“ an der territorialen Stigmatisierung und Isolierung einer Straße gearbeitet wird. Begriffe „Parallelgesellschaft“ bzw. „Ghetto“ sind genau das, was Loïc Wacquant (2006: 79) in Anlehnung an Pierre Bourdieu einen „wissenschaftlichen Mythos“ nennt, also eine diskursive Formation, die in wissenschaftlicher Codierung und auf scheinbar neutrale Weise soziale Fantasien über Unterschiede zwischen „Wir“ und den „Anderen“ reformuliert. Solche hegemonialen Diskurse haben – ganz wörtlich im Foucault'schen Sinne betrachtet – den Zweck, die Menschen zu disziplinieren, also zum Schweigen zu bringen (vgl. Foucault 1973).

In einer von uns durchgeführten Studie in den Jahren 2000–2002 haben wir das Alltagsleben in diesem Viertel genauer in den Blick genommen (vgl. Bukow/Yildiz 2002). Der ethnografische Blick auf das Leben vor Ort verhilft zu differenzierten Einsichten in die soziale Praxis der Migranten, aber auch der verbliebenen „Alteingesessenen“. Ziel war es, den durch Migranten geprägten Stadtteil nicht als Abbild der „Herkunftswelt“ oder als Perpetuierung einer sogenannten Herkunftskultur zu verstehen, sondern als ein lokales und spezifisches Arrangement, das die Lebenslage der Menschen abbildet – eine Lebenslage, die sich nicht zuletzt unter zum Teil deutlich restriktiven Bedingungen der „Aufnahmegesellschaft“ entwickelt. Die besonderen Erfahrungen der Bewohner sind in den Mittelpunkt gerückt worden, die Eigenperspektiven von Migranten sichtbar gemacht und als konstitutiver Bestandteil von Migrationsprozessen einbezogen worden. Uns ging es darum, die Kompetenzen zu identifizieren, die zum Erfolg im Quartier beigetragen haben und deren Relevanz für die Gestaltung des urbanen Alltags sichtbar zu machen. Die Bewohner unterscheiden sich von den Alteingesessenen



Abb. 3: „Wir leben das“ als Motto für die Bewerbung um die Kulturhauptstadt Europas 2010

faktisch nur in zwei Punkten: in der Mobilitätserfahrung und im Umgang mit Diversität.

Aus diesem eher ungewohnten Blick auf das Leben der Keupstraße haben wir uns plötzlich mit einer recht trivialen, unspektakulären urbanen Alltagspraxis konfrontiert gesehen (vgl. Stienen 2006). Es hat sich schnell herausgestellt, dass die Keupstraße keine in sich geschlossene „Parallelgesellschaft“ darstellt – wie sollte sie das auch, wenn sie ökonomisch, politisch, sozial und rechtlich mit dem urbanen Kontext verwoben ist – sondern ein hoch differenziertes und flexibles Quartier ist, dessen Einwohner man gerade auch im Kontrast zu den verbliebenen Alteingesessenen zu Recht als „Vorreiter der Globalisierung“ bezeichnen könnte. Das besondere Flair dieser Wohngegend, die „orientalische Inszenierung“ ist faszinierend und lässt sich vice versa in allen vergleichbaren Metropolen von Toronto über L.A. bis Sydney beobachten. Die Mischung der präsentierten Elemente, die nur scheinbar der Herkunftskultur der Migranten entstammt, erweist sich schlicht als eine praktische Geschäftsstrategie, als ein strategisches Zugeständnis an die lokalen, hier die deutschen Vorstellungen vom „Orient“. Hier wird deutscher „Orientalismus“ inszeniert, den Edward Said eine „imaginäre Geographie“ (1978) nannte. Hier werden neue Traditionen geschaffen. Lebensstile und Geschäfte spiegeln auf diese Weise längst eine von „Glokalisierung“ (Robertson 1998) geprägte, kosmopolitan ausdifferenzierte Alltagswirklichkeit wider.



Die Keupstraße als Lehrbeispiel urbaner Alltagspraktiken

In unserer Studie werden unterschiedliche alltagsweltliche Kontexte und Situationen sichtbar, in denen sich das Leben der Quartiersbewohner abspielt. Sie zeigen, wie die Menschen das Quartier leben, wie sie es praktizieren und wie sie sich selbst dabei wahrnehmen, welche Orte und Kontexte für sie im formalen gesellschaftlichen Kontext, ökonomisch, schulisch, politisch relevant werden, wie sie sich privat einrichten, einen entsprechenden Lebensstil entfalten und ihn biografisch einarbeiten, wie sie all dies nutzen, um eigene Interessen anzumelden, wie sie mit welchen Konflikten und Barrieren konfrontiert werden und welche pragmatischen Handlungsstrategien sie dabei entwickeln, welche Rolle die Familie, die Freundschaften und persönliche Netzwerke dabei spielen – kurz, wie sich die Menschen auf unterschiedliche Art und Weise den Stadtteil aneignen. Lebenslagen und Lebenswelten fügen sich in immer wieder neuen Mischungen zusammen – bzw. werden von Einzelnen subjektiv in jeweils spezifischer Weise gewissermaßen punktuell zusammengebracht. So entstehen höchst unterschiedlich gestaltete Orte und Räume, die in ihrer Summe für das Leben im Quartier stehen. So entsteht das Bild von einer Straße, die in Wahrheit nichts als die Summe individueller Arrangements darstellt. Jeder Interviewte entwirft auf eigene Weise sein Hier und Heute, gibt in seiner Lebenslage aus seinem Lebensstil heraus seine Sicht der Dinge kund. Dabei entstehen, wie Martin Albrow (1997) sagt, unterschiedliche „Soziosphären“, die unterschiedlich gelagerte gesellschaftliche bzw. lebensweltliche Kombinationen präsentieren. Die gegenwärtige „Realität“ des Quartiers setzt sich also aus diesen unterschiedlichen persönlichen Netzwerken zusammen. All dies gilt für alle urbanen Situationen – es gilt auch hier. Hier ist nichts wirklich anders, solange nicht der Fluss des Alltags unterbrochen wird, solange keine Differenzen definiert, zu künstlich bestimmten Grenzen summiert und zu Ungleichheiten ausgebaut werden.

In vielen Interviews zeigten sich auf allen Seiten diverse, sich überlagernde und überkreuzende soziale und kulturelle Erfahrungen. Die von uns geführten Gespräche mit den Bewohnern der Keupstraße belegen, wie Menschen unterschiedliche kulturelle Elemente, die grenzüberschreitend sind, in diesem Quartier nutzen, neu definieren und zu neuen Lebensentwürfen verbinden. Daher ist die Entwicklung der Keupstraße eine lokale Kölner Geschichte. Die Einwanderer entwickeln nicht nur einen eigenen und zugleich neuen Lebensstil neben den Alteingesessenen, innerhalb ihrer Gruppe lassen sich vielmehr neben gewissermaßen zitierter türkischer Multikulturalität auch Griechen und Spanier finden – wie innerhalb der einheimischen Bevölkerung neben Mülheimern auch Zugezogene aus der Eifel oder dem Ruhrgebiet. Durch alle Gruppen ziehen sich neue jugendkulturelle Orientierungen hindurch, die sich längst nicht mehr nach Herkunft, sondern nach altersspezifischen Lebensstilen differenzieren. Die Keupstraße ist also keine „Parallelgesellschaft“,

vielmehr ein modular zusammengesetztes Quartier, in dem sich letztlich jeder seinen Lebensstil neu komponiert.

Aus den Interviews mit Bewohnern ergibt sich, dass sich die meisten von ihnen im Quartier wohlfühlen, seine Lebensqualität betonen und sich mit der Straße identifizieren. Sie verstehen nicht, warum ihre Wohngegend durch dieses hartnäckige öffentliche Ghettoimage abgewertet wird. Herr G., der seit 20 Jahren in der Keupstraße lebt und ursprünglich aus Mazedonien kommt, beschreibt die Straße wie folgt: *„Ist eine gute Straße, die aber einen schlechten Ruf hat, weil so viele Ausländer hier wohnen. Aber das ist nicht wahr, hier ist sehr freundlich. Wir haben alles hier, was billig ist und es ist sehr gastfreundlich (...)* (in: Bukow/Yildiz 2002: 99).

Bei den Alteingesessenen klingt in den meisten Gesprächen eine wohlwollende Distanziertheit an. Man hat sich mit der Entwicklung der Straße arrangiert und betrachtet die Situation durchaus positiv und pragmatisch, wenn auch unter einem „exotischen“ Blick. Herr M., der aus der Eifel kommt und seit 15 Jahren hier lebt, äußert sich dazu: *„Das ist Klein-Istanbul hier, ich habe mich gewöhnt an die Istanbulis, was bleibt mir auch anders über.“* (ebenda: 102).

Auch im Gespräch mit Herrn A., der in Mülheim geboren und aufgewachsen ist, kommt der pragmatische Umgang mit der Entwicklung des Quartiers deutlich zum Ausdruck: *„Ist eigentlich gemischt. Wir sind vereinzelt noch ein paar Deutsche, die hier noch leben, wir kommen eigentlich mit türkischen Kollegen sehr gut zurecht (...) Das Flair hat ein bisschen was von Urlaub, gerade jetzt, wo die Sonne scheint und wenn die Jungs hier draußen sitzen mit ihrem Tee. Was ich bei den Türken beeindruckend finde, ist die Zusammengehörigkeit. Das ist ja bei den Deutschen nicht (...) Man ist hier integriert. Jetzt, als Deutscher ist man hier schon integriert, das ist ja schon paradox. Wir gehen ja nur in türkische Geschäfte, wir gehen ja nur hier einkaufen (...)*“ (ebenda: 102).

Einerseits werden die Lebenslagen und die Lebensstile jeweils individuell im Hier und Jetzt verknüpft, andererseits im globalen Kontext vernetzt. Die individuelle Schnittmenge ergibt sich zunehmend als eine Schnittmenge von kosmopolitanen Dimensionen. Die Lebenslagen werden längst weltweite Bezüge. Man treibt „Import und Export“, man nutzt eine globale Infrastruktur für Handel und Wandel – alles Aktivitäten, die über Nationalstaaten hinausgehen. Das Gleiche gilt für den individuellen Lebensstil. Die meisten Anwohner halten grenzüberschreitende familiäre Beziehungen über die Kontinente aufrecht, leben kosmopolitane Biografien und befinden sich „auf dem besten Wege dazu, Weltbürger zu werden“ (Weltz 2003: 90). Bei diesen weltweiten Netzwerken handelt es sich um qualitativ neue Lebenslagen, die sich in lokalen Kontexten auf weltgesellschaftlicher Basis formieren (vgl. Yildiz 2004). Gerade die Fähigkeit, sich vor Ort zu arrangieren, gleichzeitig weltweit vernetzt zu sein und in unterschiedlichen (kulturellen) Welten leben zu können, macht die kosmopolitane Kompetenz aus, die wir in der heutigen globalisierten Alltagswelt zunehmend benötigen.



Ausblick

Unterdessen ist die Entwicklung weitergegangen. Die Keupstraße bleibt letztlich nur eine Episode und wird morgen schon so selbstverständlich sein wie das polnische Ruhrgebiet heute. Gegenwärtig spricht man von transnationaler Migration und meint damit, dass für viele Migranten, die unterschiedliche Orte im Alltäglichen miteinander verbinden, Mobilität zu einem unabdingbaren Lebensentwurf wird. In der Keupstraße ist dies bereits angelegt, ganz unspektakulär und ohne von den Bewohnern groß thematisiert zu werden. Ulrich Beck spricht von einem „Beobachtungshorizont“, der die Öffnung der eigenen Biografie ins Weltweite möglich macht (1997: 40). Auf diese Weise ergeben sich im urbanen Alltag immer neue Möglichkeiten, weltweite Perspektiven und individuelle Verortungen aufeinander abzustimmen und biografisch zu bearbeiten.

Diese Kosmopolitisierung der Lebensführung entwickelt sich zu einer Reaktion auf die Globalisierung der Welt. Die Biografien zeigen, wie mehrortige Migrationsstrategien neuartige soziale Formationen konstituieren. Sie bilden, so geografisch verstreut sie auch immer sein mögen, in zunehmendem Maße die Referenzstruktur der alltäglichen Lebensführung: von ökonomischen und politischen Aktivitäten bis hin zu biografischen Lebensentwürfen. Während im dominanten Ghetto-Diskurs Kultur in ethnischen und quasibiologischen Kategorien definiert wird, zeigen die demotischen Diskurse (pragmatische Alltagsdiskurse) die Diversität der Alltagspraxis, stellen binäre Kategorien wie „Wir“ und die „Anderen“ in Frage und verweisen auf neue Kategorien wie „Hybridität“, Mobilität und Gleichzeitigkeit verschiedenster Art. Statt des alten Entweder-oder-Denkens repräsentieren sie ein Sowohl-als-auch. Kognitive, räumliche und soziale Mobilität ist offensichtlich eine urbane Grunderfahrung, die sich insbesondere in lebensweltlicher Diversität äußert. Im Gegensatz zum öffentlichen „Ghetto-Diskurs“ sind Migrantenviertel wie das beschriebene nicht nur ein Beleg für die Kosmopolitisierung und Pluralisierung des Alltags, sondern auch für erfolgreiche Strategien im Umgang mit den Herausforderungen unserer Zeit und nicht zuletzt für die erfolgreiche Wiederbelebung von Stadtteilen durch Migration.

In Köln gibt es den Spruch: „Jeder Jeck ist anders“ oder „Alle Kölner sind Immis“. Im Prinzip sind wir heute alle Migranten. Mit anderen Worten, die Keupstraße erweist sich als eine ganz normale Zwischenstation innerhalb der urbanen Entwicklung, einer Entwicklung, die sich schon mit der Industrialisierung angebahnt hat und absehbar weiter andauert.

Quellen:

- Albrow, Martin (1997): Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt, in: Beck, Ulrich. (Hrsg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt am Main. S. 288-314.
- Bade, Klaus J. (2002): Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München.
- Beck, Ulrich (1997): Das fremde eigene Leben – Globalisierung und Politisierung der Lebensführung. In: Beck, Ulrich/Rautert, Timm/Ziegler, Ulf Erdmann (Hrsg.): Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben. München, S. 38-43.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1993): Leben in der multikulturellen Gesellschaft. Opladen.
- Bukow, Wolf-Dietrich/Nikodem, Claudia/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (2007) (Hrsg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Umgang mit Differenz. Wiesbaden.
- Bukow, Wolf-Dietrich/Yildiz, Erol (2002): Der Wandel von Quartieren in der metropolitanen Gesellschaft am Beispiel Keupstraße in Köln oder: Eine verkannte Entwicklung? In: Bukow, Wolf-Dietrich/Yildiz, Erol (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Stadt gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 81-111.
- Bukow, Wolf-Dietrich/Nikodem, Claudia/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (2001): Multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag. Opladen.
- Colonia@Futura. Köln – Kulturhauptstadt Europas 2010. Die Bewerbung – Teil 1. Köln 2004.
- Dokumentation Keupstraße (1999): Veränderungsprozesse und Konfliktebenen in der Keupstraße. Köln.
- Foucault, Michel (1973): Wahnsinn und Gesellschaft. Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt am Main.
- Heitmeyer, Wilhelm/Müller, Joachim/Schröder, Helmut (1997): Verlockender Fundamentalismus. Frankfurt am Main.
- Ipsen, Detlev (2006): Migration und Vielfalt der Kulturen als Ressource der Stadtentwicklung. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Das neue Gesicht der Stadt. Strategien für die urbane Zukunft im 21. Jahrhundert. Berlin, S. 105-120.
- Ipsen, Detlev/Debik, Johanna/Glasauer, Herbert/Mussel, Christine/Weichler, Holger (2005): Toronto. Migration als Ressource der Stadtentwicklung. Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung, Heft 160.
- Orywal, Erwin (2007): Kölner Stammbaum. Zeitreise durch 2000 Jahre Migrationsgeschichte. Köln.
- Robertson, Roland (1998): Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main, S. 192-220.
- Said, Edward W. (1978): Orientalism. New York.
- Schmidt-Fink, Ekkehart (2006): Türken in „Köln“. Raumzeichen der Segregation. In: Ausländer in Deutschland (AiD) – Integration in Deutschland, 2/2006.
- Stienen, Angela (Hrsg.) (2006): Integrationsmaschine Stadt? Interkulturelle Beziehungsdynamiken am Beispiel von Bern. Bern/Stuttgart/Wien.
- Wacquant, Loïc (2006): Entzivilisieren und Dämonisieren. Die soziale und symbolische Transformation des schwarzen Ghettos. In: Wacquant, Loïc: Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays. Basel/Boston/Berlin, S. 61-84.
- Weltz, Gisela (2003): Ethnische Vielfalt statt Ghetto. Anregungen für Stadt- und Regionalplaner. In: Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung Berlin (Hrsg.): Stadtentwicklung durch Zuwanderung – Integration von Migration. Berlin, S. 73-93.
- Yildiz, Erol (2006): Stigmatisierende Mediendiskurse in der kosmopolitanen Einwanderungsgesellschaft. In: Butterwegge, Christoph/Hentges, Gudrun (Hrsg.): Massenmedien, Migration und Integration. Wiesbaden, S. 37-54.
- Yildiz, Erol (2004): Leben in der kosmopolitanen Moderne: Die Öffnung der Orte zur Welt. (Unveröffentlichte Habilitationsschrift) Köln.

PD Dr. Erol Yildiz

Studienrat im Hochschuldienst am Institut für vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften, Lehrbereich Soziologie, Universität zu Köln